

Blätter aus Krain.

(Beilage zur „Laibacher Zeitung.“)

Die „Blätter aus Krain“ erscheinen jeden Samstag, und ist der Pränumerationspreis ganzjährig 2 fl. österr. Währung.

Selbstopfer.

Sag' nicht: — nun laß' ich von der Menschenbrut;
Mit Schmerz und Haß hat sie mein Sein unmachtet,
So sei sie nun auch siebenmal verachtet,
Verachtet und verflucht mit ganzem Muth;
Nun will ich einsam meine Bahnen wandeln,
Fern von der Welt und ihrem wüsten Handeln,
Bis meines Fluches Saat aufgeht in Blut! —

Halt ein! wie wär's noch rings auf Erden Nacht,
Hätt' jeder Schwergeprüfte so gesprochen,
Und jenen großen, heil'gen Eid gebrochen,
Den wir dem Weltgeist schweigend einst gebracht;
Den Eid, zu zeigen für der Menschheit Ehre,
Den Eid, zu schlagen bis zum Tod, die schwere,
Zahrtausend alte Welterlösungschlacht.

Du fragst: was dann der Lohn? — und welcher Lohn,
Ward je dem Märtyrer in Eisenbanden,
Ward je dem Krieger, der in fremden Landen
Aus Pflicht noch rang, als alle Andern loh'n?
Und welcher ward dem Denker, dessen Lehren
Sein Volk gereift und hinstarb im Entbehren?
Und welcher ward am Kreuz dem Gottessohn?

Sie alle rufen mahnend ernst Dir zu:
Stürz' Dich ins große, allgemeine Leben!
Nicht bloß empfangen soll der Mensch, auch geben
Vom Quell des Daseins — und das mußt auch Du;
So lern' ertragen denn Noth und Beschwerde,
So lang Du kannst; d a n u sorgt von selbst die Erde,
Daß Du den Frieden findest und die Ruh'!

C. Cervi.

Verfehlte Lebenswege.

Erzählung von J. F. Seunig.

Wir zogen aus. — Wem führen diese Worte nicht ein Bild voller Unbehaglichkeit und Unordnung vor die Seele? Wer verbindet damit nicht den Geruch von frischer Oelfarbe und neugetünchten Wänden? Man vertauscht eine durch Zeit und Gewohnheit lieb gewordene Häuslichkeit, die sich mit uns abgenutzt hat, mit einer neueren, vielleicht schöneren, aber noch unbekanntem, die uns durch keine freudigen oder trüben Erfahrungen an sich fesselt. Die alten lieben Gegenstände stehen an ungewohnten Plätzen; noch fehlt alle Gemüthlichkeit. Man findet kein trauliches Eckchen, um die ermüdeten Glieder zu ruhen, denn hier liegt Wäsche, dort stehen Bilder; Alles läuft und rennt verwirrt durcheinander. Endlich scheint ein wenig Ordnung in das Chaos zu kommen; man sieht durch die geöffneten Thüren ein freundliches Küchenfeuer, nicht lange, so singt und siedet das Wasser — eine Tasse Thee nach des Tages Last und Hitze, welch' Genuß! Aber wo sind die chinesischen Blätter, wo Löffel, Zucker und Milch? Man sucht und fragt vergebens. — Doch was sollen Reflexionen, die ich damals

noch nicht machen konnte? Denn ich war ein Junge von 6 Jahren, als meine Eltern das neue Haus bezogen und ich ihnen mit sehr wichtiger Miene folgte, zwei Schreibbücher, meine Bibel und Soldaten tragend. Noch jetzt kann ich mit wahren Wohlbehagen sagen, daß ich alle Unannehmlichkeiten eines Umzuges mehr vom Hörensagen, als aus Erfahrung kenne. Es ist einer der vielen Vorzüge des Junggesellenlebens, das uns dergleichen wenig zu schaffen macht. Es gibt Ausnahmen, aber im Allgemeinen ist der Umzug eines Lieutenants bald bewerkstelligt. Man wirft seine Wäsche in den Koffer, den der Bursche auf die Schulter nimmt, während zwei Soldaten das Mobilar in zehn Minuten nachtragen; dann folgen ein Paar billige Stahlstiche, hübsche Mädchen darstellend, diverse Bierkrüge, Tassen und Küchengeräthschaften in ziemlich desolatem Zustande, ein Kästchen mit Ballerinnerungen, ein ditto mit Cigarren, Heine's Buch der Lieder, etliche unaufgeschnittene Bücher über Kriegswissenschaft, das Dienstreglement, ein Paar Pistolen und Kuppere, die Uniformstücke und ein verwachsener Civilanzug — voila tout.

Doch zurück zu meinem sechsten Jahre; da man mich überall bei Seite schob, fing ich auf eigene Hand mich zu amüsiren an, zog einen Stuhl zu dem ziemlich hohen Fenster, kniete darauf und blickte durch die Scheiben. Meine Augen fielen auf einen engen menschenleeren Platz, in dessen Mitte ein Brunnen stand, der schon früher meine Aufmerksamkeit erregt hatte. „Siehe, filius,“ hatte mein Vater gesagt, „dies ist der heilige Georg, wie er den Lindwurm erlegt.“ — Auf einer gemauerten Erhöhung stand in goldener Rüstung der heilige Georg, zu seinen Füßen ringelte sich der Drache; die Lanze des Ritters durchbohrte das Genick des Ungethüms, aus dessen, wie im Todeskampfe aufgesperstem Rachen das Wasser in ein steinernes Becken floß. Gerade gegenüber dem Platze erhob sich ein großes, düster aussehendes Gebäude, halb von einer dicht belaubten alten Sommerlinde verdeckt; ich starrte nach einem Fenster der ersten Etage mit offenem Munde, denn dort lehnte der helle Lodenkopf eines kleinen Mädchens, welches in meinem Alter stehen mochte. Sie hatte den Arm um den Hals eines schwarzen Windhundes geschlungen, dessen Schnauze dicht an ihrer nassen Wange ruhte, Thräne auf Thräne rollte aus ihren Augen. Ganz vertieft in diesen Anblick, wurde ich erst daraus gerissen, als ich einen harten Gegenstand auf meinem Rücken fühlte, dort eine schmerzhaft empfindung zurücklassend. Die begleitenden Worte: „Harry, Du böser Junge, willst Du im Augenblicke von dem guten Stuhl herunter. Siehst Du nicht, daß Du den neuen Ueberzug verdorben hast,“ ließen mir keinen Zweifel über die Beschaffenheit dieser unangenehmen

Erschütterung. Mama stand mit einem runden Holze, welches sie eben in ein grünes Rouleaux schieben wollte, hinter mir; eilig rutschte ich von meinem Beobachtungsposten herunter, da ich den Stoß sich zum zweiten Male in der Luft erheben sah. „Geh' in die Küche und laß Dir die Suppe geben, und dann zu Bette.“ Nie klang mir ein Befehl widerwärtiger in meinen Ohren; ich wagte zu murmeln, daß es noch zu früh sei und ich nicht schlafen könnte. Es half nichts. Als ich mit offenem Auge in meinem Bettchen lag und mit der hölzernen Gallerie spielte, die es umgab, dachte ich an die kleine Nachbarin und ihren schwarzen Hund. Warum weinte sie nur? Vielleicht hatte sie, gleich mir, Bekanntschaft mit einem Rouleauxholze gemacht. In diesem für mich sehr schmeichelhaften Gedanken entschlief ich und wurde erst von den Sonnenstrahlen erweckt, die durch das Fenster auf mich fielen. Bald kam die alte Brigitte und ich folgte ihr in kurzem Nachtrode zum Frühstückszimmer, wo mein Vater bedächtig den Caffee schlürfte und große Rauchwolken aus seiner Morgenpeise trieb. „Ich glaube, Victorine,“ sagte er zur Mama, die sich damit beschäftigte, eine Menge Vogelhäuser an den Fenstern und auf den Möbeln zu ordnen, „ich werde dieses Jahr des verdammten Umzuges wegen wenig gute Säger ziehen. Es sind eigene Thiere, diese Kanarienvögel, sie dürfen nicht gestört werden, wenn sie eben anfangen zu singen. Es kommt mir gerade vor, als wenn ich Deine schönsten Blumen in der Blüthe verpflanzen wollte. Es ist grausam, daß wir ausgezogen, wir hätten bis Michaelis warten sollen.“ Mama unterdrückte ein Lächeln und fuhr in ihrer Beschäftigung fort. Doch vor Allem wäre es Pflicht, meine Eltern vorzustellen. Papa hatte den russischen Feldzug mitgemacht und verzehrte jetzt seine Oberstenpension. Die einzigen Steckenpferde seines Alters waren Kanarienvögel, die er selber jährlich zog, und eine Partie L'hombre. Als Knabe, vorzüglich ehe ich mit der lateinischen Grammatik vertraut wurde, hatte ich einen sehr hohen Begriff von seiner Gelehrsamkeit, weil er mich mensa (der Stiefelnecht) definiren ließ, und mich filius nannte, wenn er mit mir zufrieden und asinus, wenn das Gegentheil stattfand. Später erfuhr ich, zu meinem Erstaunen, daß mensa eine ganz andere Bedeutung habe, und schlug nun leider die Kenntnisse Papa's etwas geringer an.

Meine Mutter, gut und sanft, war äußerst klug, die die Schwächen Papa's musterhaft ertrug und nie merken ließ, daß die Vögel und Karten ihm über Alles gingen; sie warf einen Blick durch das Fenster. „Der Präsident ist vor einigen Tagen gestorben, Karl,“ sagte sie zu meinem Vater gewandt; „wie traurig für die arme, selbst kränkliche junge Frau. Ich denke, wenn wir erst vollkommen eingerichtet sind, ihr einen Besuch zu machen.“ — „Thue das, wahre Theilnahme ist immer angenehm. Doch bitte ich Dich, nimm jetzt den Lappen dort fort, Du siehst, wie ängstlich der Vogel flattert, er scheut sich vor dem Plunder; daß Ihr doch immer solch' unnütz Zeug mitführen müßt.“ Ich hatte unterdeß meine Milch getrunken und wurde zur Schule geführt, ich schaute zu dem steinernen Hause empor, doch alle Fenster waren leer und nirgends der blonde Kinderkopf zu sehen. Als ich Mittag zurückging, er-

blickte ich, ganz unerwartet, die Kleine auf einer Bank unter der Linde sitzend.

Noch jetzt, indem ich dies niederschreibe, schwebt ihre liebe Erscheinung, wie ich sie damals sah, so deutlich vor meiner Seele, als wäre ich nur durch einen Traum von meiner Kinderzeit getrennt. Ich sehe sie in ihrem schwarzen Kleide, das Hals und Arme unbedeckt ließ, sehe noch die Locken, die ihr zartes Gesichtchen umrahmten, die Locken von jener aschblonden Farbe cendré, die Raphael so sehr liebte und die wir noch jetzt an einigen seiner Madonnen bewundern. Die Sonne senkte ihre Strahlen durch das Blätterdach der Linde, vergoldete das Haar des Kindes und spielte in lichten Punkten auf dem Erdboden. Zu den Füßen der Kleinen streckte sich der Hund, in der Hand hielt sie ein Stück Kuchen. Sie weinte nicht; doch lag ein Ausdruck so tiefen Kummers auf ihren Zügen, daß ich betroffen stehen blieb. Sie blickte mich etwas neugierig an und als der Hund jetzt zu knurren anfing, sagte sie mit weicher, sanfter Stimme: „O! er thut dir nichts. Still, Gasco!“ Muthig näherte ich mich nun und fragte, mit meiner Hand furchtjam des Hundes Kopf berührend. „Gehört er Dir?“ — „Ja, jetzt,“ erwiderte sie.

„Ich dachte es wohl,“ sagte ich mit einer gewissen Wichtigkeit; „denn ich sah Dich gestern dort am Fenster mit ihm stehen, ich kann das Alles von unserer neuen Wohnung betrachten. Jenes Haus hat Papa gekauft und seit gestern wohnen wir es. Aber warum weinst Du?“ — „Weil mein Papa todt ist,“ antwortete sie mit stockender Stimme. „Aber warum ist er denn todt?“ — „Erst war er krank und lag zu Bette, dann wurde er blaß und sprach nichts mehr, da sagten sie, er sei gestorben. Mama weinte sehr, küßte mich und sagte, ich hätte nun keinen Vater. Hernach waren viele schwarze Männer da, welche ihn in einen langen schwarzen Kasten legten, dann kam ein schwarzer Wagen und schwarze Pferde, die fuhren ihn fort.“ — „Und dann?“ fragte ich. — „Dann machten sie ein tiefes Loch und setzten den Kasten hinein, deckten ihn mit Erde zu und pflanzten Blumen darauf. Mama zeigte mir die Blumen, und hieß mich neben ihnen niederknien und zu Gott beten, aber ich konnte sie nicht ansehen, weil sie auf meinem lieben, guten Papa wuchsen.“ Wieder fielen schwere Tropfen aus des Kindes Augen. Gasco knurrte leise und betrachtete mich mit sehr unfreundlichen Blicken, wahrscheinlich, weil er mich für die Ursache der erneuerten Betrübnis seiner kleinen Herrin hielt. „Und dann?“ fragte ich wieder, als sie noch immer schwieg. — „Dann sagte mir Mama, Papa sei beim lieben Gott im Himmel und schaue jeden Abend durch ein goldenes Sternenaugen nach mir, ob ich artig sei und sende ein Englein mit weißen Flügeln herab, das sich neben mein Kopf flüßte, um bei mir zu wachen.“ — „Und dann?“ fragte ich mit unerfättlicher Neugierde. — „Dann?“ wiederholte sie, „dann weiter gar nichts.“ Ich blickte jetzt auf das Stückchen Kuchen, welches sie noch immer in der Hand hielt. „Warum ist Du Deinen Kuchen nicht?“ — „Ich kann nicht, ich bin so traurig.“ Als sie meinen Blick bemerkte, fügte sie freundlich hinzu: „Magst Du ihn, bitte, so nimm ihn.“

Zögernd dankte ich, sie aber legte ihn in meine Hand. Jetzt erschien Brigitte in der Hausthür, und mit dem Kochlöffel winkend, rief sie: „Harry, schnell zum Essen!“ Ich nahm Abschied von meiner neuen Bekanntschaft und eilte ins Haus. Brigitte reinigte mein Gesicht mit einem Zipfel ihrer Küchenschürze von Kuchenkrumen und schickte mich dann ins Schlafzimmer.
(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte von Adelsberg und dessen Grotten.

Von P. Sizinger.

Unter den bedeutenderen Ortschaften Krain's ist außer der Landeshauptstadt nicht leicht eine so oft genannt, und in der Nähe und Ferne so viel bekannt, als Adelsberg oder eigentlich Adlersberg. Die Lage an der Reichsstraße und an der Eisenbahn zugleich haben gegenwärtig nur wenige Orte der vorgenannten Provinz; Naturmerkwürdigkeiten in dem Maße und in der Schönheit, als es die Adelsberger unterirdischen Höhlen und Grotten sind, hat sonst kein Ort der Erde. Daher wird Adelsberg von fremden Gästen aus Italien und Frankreich, aus Deutschland und vor Allem aus England, und selbst aus Amerika, theils in großen Zügen vereint, theils in einzelnen kleinen Abtheilungen, fortwährend und vielfältig besucht.

Zu dieser Weltberühmtheit ist jedoch Adelsberg erst in neuester Zeit gekommen, seitdem nämlich der größere Theil seiner wunderbaren Grotten entdeckt worden; aber der Ort hatte wegen seiner Lage seit ältester Zeit immer eine gewisse Bedeutung. In den Tagen der Römerherrschaft trug der ober dem gegenwärtigen Markte sich erhebende Schloßberg, sonst nach dem slovenischen Ausdrucke Sovič genannt, ein starkes Castell, welches die Befestigung der jüdischen Alpen vervollständigte; einzelne Theile der nun in Ruinen liegenden alten Burg Adelsberg und ihrer Wallmauern deuten noch auf römische Bauweise; auch sind noch in neuester Zeit römische Münzen daselbst gefunden worden. Der Name dieses Castells und des allenthalben daran gebauten Ortes ist wohl weder bei den bekannten alten Geographen noch in den römischen Reisebeschreibungen angeführt, da die Hauptheeresstraße aus Italien gegen die Donauländer von Aquileja aus über den Birnbaumwald führte. Aber bei dem ungenannten Geographen von Ravenna, der im siebenten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung schrieb, und seine Angaben aus verschiedenen, auch sonst nicht bekannten älteren Geographen schöpft, ist in der Landschaft Carniola, das ist der ältere Name der Provinz Krain, ein Ort Porreston angeführt, welchen der bekannte Geschichtsforscher Dr. Kandler in der Gegend des Karstes oder der Poik zu suchen geneigt ist. Dieser Name läßt sich wohl mit der slavischen Benennung des Ortes Adelsberg, nämlich mit dem Worte Postojna, in Vergleich bringen, wie z. B. das alte Longaticum im slovenischen Logatec, und das alte Virundictes im heutigen Rodik sich wiederfindet. Auf der Poik, in der Umgebung von Adelsberg, wohnte im Alterthum nach Dr. Kandler's Ansicht der Stamm der Cataler, welcher bei Plinius neben anderen Volksstämmen des alten Istriens verzeichnet steht, und laut einer ausführlichen Inschrift auf einem Römersteine bereits unter Kaiser Augustus zu der Municipalgemeinde von Triest einbezogen und unter Kaiser Antoninus Pius mit dem römischen Bürgerrechte beschenkt wurde.

Im Mittelalter stand auf dem Berge Sovič eine feste Burg, damals Arisperch, dann Arensperch, Arlsberch, und zuletzt durch Schwächung der Laute Adelsberg genannt. Diese erscheint zuerst als ein Eigen der Markgrafen von Istrien aus dem Hause Meran; um das Jahr

1230 kam sie durch den Patriarchen Berthold, welcher selbst aus jenem Hause stammte, an die Kirche von Aquileja. Auf der Burg saßen als Lehensträger, zugleich als Besitzer im Markte und in der Umgebung, die Herren von Arisperch oder Arensperch; unter diesen wird zuerst im Jahre 1149 Hermann von Arisperch, ums Jahr 1250 ein anderer Hermann von Arisperch, im Jahre 1297 Ulrich von Arensperch, und zuletzt im Jahre 1332 Guarin von Arisperch genannt. Mitunter findet sich im Jahre 1326 der Graf Heinrich II. von Görz im Besitze von Arisperch; seine nachgelassene Gemalin Beatrix mußte jedoch dasselbe im Jahre 1327 dem Patriarchen Paganus wieder herausgeben. In der Folge, nämlich im Jahre 1335, wurde die Burg sammt den dazugehörigen Gütern und dem halben Zirknizersee vom Patriarchen Bertrand an Vulvin von Stegberg um 1000 Mark Schillinge in Pfand überlassen; die Grafen von Görz eigneten sich jedoch dieselbe bald wieder zu, und diesen nahmen sie die Herzoge von Oesterreich als Pfand für ihre Forderungen wieder ab. Die Schritte, welche der Patriarch Ludwig bei dem Kaiser Karl IV. dagegen machte, hatten die Wirkung, daß die Herzoge Leopold und Albrecht von Oesterreich die Beste Arlsberg mit der Vogtei, den Waldungen, Fischereien und Weiden sammt dem halben Zirknizersee von Johann von Stegberg, als dem eigentlichen Pfandhaber des Patriarchen, für seine Ansprüche um den Betrag von 20.000 fl. ablösten, und so in ihren unbefristeten Besiz brachten.

Nachdem Arlsberg auf diese Weise ein landesfürstliches Gut geworden, wurde es in der Folge meistens verschiedenen Herren zeitweise in Pfand überlassen; diese Pfandinhaber waren gewöhnlich auch Hauptleute für die Gegend an der Poik und am Karste. So überließen die Herzoge Albrecht und Leopold bereits im Jahre 1372 Arlsberg pfandweise an den Grafen Hermann von Cilli, welcher dasselbe auch im Jahre 1386 noch inne hatte. Im Jahre 1404 erscheint ein Herr Boncine als Hauptmann des Herzogs Friedrich zu Postojna oder Adelsberg; später im Kriege des Herzogs Friedrich IV. gegen die Grafen von Cilli im Jahre 1439 wird Christof Stadnizer in gleicher Eigenschaft genannt. Die folgenden Hauptleute und Pfandinhaber von Adelsberg waren: Andreas von Herberstein im Jahre 1442, Georg von Tschernembl, welcher im Jahre 1462 neben anderen mit den krainischen Hilfsvölkern dem Kaiser Friedrich IV. gegen Wien zu Hilfe gezogen, Caspar Rauber im Jahre 1490, Bernhard von Raunach im Jahre 1497, Christof von Frangepan im Jahre 1511, Bernhard von Meneffs im Jahre 1560, Andreas Paradeiser im Jahre 1577, Hanns von Kiesel im Jahre 1593, endlich Innocenz Moskon im Jahre 1596. Im Besitze der Landesfürsten, wahrscheinlich durch Kaiser Friedrich IV. nach dem Jahre 1462, erhielt der Markt Adelsberg bürgerliche Rechte und ein eigenes Wappen, nämlich einen weißen einspitzigen Adler in einem zur Hälfte roth, zur Hälfte blau gefärbten Schilde. In kirchlicher Beziehung gehörte der Ort zur Pfarre Slavina; bereits im Jahre 1470 bestanden im Markte zwei Kirchen, eine dem h. Stefan, die andere dem h. Andreas geweiht; im Jahre 1598 wird auch schon die Kapelle St. Urula auf dem Schloßberge erwähnt. Im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts kam an die Burg und den Markt Adelsberg manche Feindes- und andere Gefahr. Im Jahre 1508 nahmen die Venetianer unter ihrem Führer Antonius Contarenus die Burg Adelsberg, mußten dieselben jedoch im folgenden Jahre bei dem Vorrücken des österreichischen Feldhauptmanns Erich von Braunschweig wieder aufgeben. Das große Erdbeben des Jahres 1511 stürzte die Mauern der Beste zum großen Theile nieder; doch wurde dieselbe bald wieder in gehäbriger Stärke aufgebaut, und mit Geschütz versehen, so daß sie den bald darauf und wiederholt andringenden türkischen Horden widerstehen konnte.

Diese überfielen nämlich die Gegend von Adelsberg in den Jahren 1522, 1528, 1559, 1560 und 1564; der festen Burg konnten sie wohl nichts anhaben, aber der Markt und die Umgebung litt viel durch Raub, Mord, Brand und andere Gräueln. Von da an hatte Adelsberg durch längere Zeit Ruhe, welche zur Aufnahme des Handels und einzelner Gewerbe im Markte beitrug; die grasreichen Alpen, welche die Herrschaft unter den westlichen Abhängen des Berges Javornik besaß, boten Gelegenheit zur Errichtung eines Pferdegestüttes, für welches bereits im Jahre 1581 sich Stallungen am Schloßberge befanden.

Aus landesfürstlichem Besitze kam die Herrschaft Adelsberg unter Kaiser Ferdinand II. im Jahre 1616 käuflich an den Fürsten Hanns Ulrich von Eggenberg ins Eigenthum; diesem folgte im Jahre 1634 dessen Sohn Johann Anton, und dem letzteren wieder im Jahre 1649 sein Sohn Johann Seifried Fürst von Eggenberg im Besitze der Herrschaft. Von diesem gelangte Adelsberg um das Jahr 1673 an den Fürsten Johann Weithard von Auersperg, und im Jahre 1677 an dessen Sohn Franz Ferdinand Fürsten von Auersperg; nachdem derselbe im Jahre 1706 ohne Nachkommenschaft gestorben, kam die Herrschaft in den Besitz des Freiherrn Franz Oblak von Wolkenberg. Während dieser Periode werden nur wenige Hauptleute für Adelsberg, für die Poit und den Karst angeführt; so im Jahre 1615 Balthasar von Scheier, im Jahre 1701 Wilhelm Moston, und im Jahre 1720 Johann Josef von Qualiza. Inzwischen kommen nur herrschaftliche Pfleger verzeichnet vor, wie Ludwig Särger im Jahre 1649, Johann Josef Standler im Jahre 1671, Kaspar Ruffdorfer im Jahre 1687 und Franz v. Kreuzberg im Jahre 1702. Von dem Besisthume der Herrschaft war im Jahre 1634 bereits die Fischerei in der nördlichen Hälfte des Zirknitzersees weggefallen, und zur Herrschaft Haasberg, welche ebenfalls den Fürsten von Eggenberger gehörte, gezogen worden; dagegen wurde die Herrschaft Adelsberg durch andere näher liegende Güter vergrößert. Eine eigene Seelsorge, jedoch mit der Unterordnung unter die Pfarre Slavina, wurde im Jahre 1645 bei der Kirche St. Stefan im Orte Adelsberg gegründet, indem Wolf Dietrich von Enzthal eine eigene Stiftung für einen Kaplan daselbst errichtete; der erste Kaplan für Adelsberg, Matthäus Peniz, findet sich im Jahre 1647 verzeichnet. Neben der Herrschaft bildeten sich außer der Kirchengilde, welche bereits im Jahre 1549 ein eigenes Urbar besaß, noch zwei kleinere Güter, nämlich Mühlhofen, welches Kaspar v. Nicoletti im Jahre 1672 zu Stande brachte, und Adlershofen, welches Sebastian v. Raigersfeld im Jahre 1692 erwarb. Während dem war im Jahre 1689 die alte feste Burg Adelsberg durch einen Blitzstrahl gezündet und in Asche gelegt worden; das neue Schloß wurde sodann unterhalb gegen die Mitte des Marktes auf einer kleinen Erhöhung aufgeführt.

(Fortsetzung folgt.)

Epigrammatisches.

Was? Du willst klüger sein als wir?
So dumm sind wir nicht, das zu dulden.
Wer da will prosperiren hier,
Muß uns sein Wischen Wissen schulden.

Schön bist Du wohl, allein es rührt
Mich Deine Schönheit nicht;
Weil Dich als Weib hat heimgeführt
Ein geistesarmer Wicht.

Wer sagt, daß Lieb' ihn nie betrogen,
Dem glaubet — daß er hat gelogen.

Von vielem Kriechen und Scherwenzeln
Kann er fast nicht mehr aufrecht gehen;
Doch läßt er einst sich excellenzeln,
Wirst Du ihn kerzeng'rabe sehen.

Literatur.

Es gehört eine gute Dosis Muth dazu, dem im Realismus und Materialismus tief versunkenen Publikum jetzt Poesien darzubieten; nicht allein, daß es dieselben verschmäht und nach Papieren anderer Geltung greift, es hat auch kein Verständniß mehr dafür. Die Zeiten sind vorbei, in denen eine Dichtung das Interesse der ganzen gebildeten Welt erregte; gehörte es einmal zum guten Ton, mit den Erscheinungen der poetischen Literatur vertraut zu sein, so gehört jetzt dazu, mit verächtlichem Lächeln darauf herab zu blicken. Die Gesellschaft hat nur noch ein Ideal — das goldene Kalb! Das umtanzt sie im wüsten Reigen, jedes Sinnes für das Edle und Schöne bar.

Um so größere Verwunderung erregt es, wenn immer noch nach dem Idealen strebende Naturen die Werke ihrer Muse dem Publikum vorlegen und den Kampf mit der Indolenz aufnehmen. Es läßt das hoffen, daß der Sinn für das geistige Große auf's Neue geweckt, daß eine dem Künstlerstreben günstigere Epoche wiederkehren wird. Vor uns liegen zwei poetische Erscheinungen, die unser Interesse erregt haben.

Germanenzug. Canzone von Robert Hamerling.

Mit seinem „Sangesgruß vom Strande der Adria“, dem dann „Minnen und Sinnen“, „Venus im Exil“ und „Schwanenlied der Romantik“ folgten, hat sich Hamerling einen ehrenwerthen Platz im Kreise der anderen Poeten errungen; mit seinem „Germanenzug“ hat er eine neue Bahn betreten, auf der er noch Großes erreichen kann. Zu den früher schon gezeigten schönen Eigenschaften hat er die einer originellen Ausdrucksweise gefügt. Der Inhalt der erwähnten Canzone ist folgender:

Auf ihrem Wanderzuge von Asien nach Europa sind die Germanen am Kaukasus, an der Schwelle des Occidents angelangt. In einem Thale lagern sie und ruhen; nur Teut wacht. In Sinnen verloren, überkommt ihn der Traum, Armutter Asia erscheine ihm und muntere ihn auf, nach Westen zu ziehen und dort auf neuem Boden Bleibendes, ewig Dauerndes zu stiften, denn hiezu sei er allein geeignet. Sie entwirft nun ein Bild von dem zukünftigen Geschick der Germanen, wie es aus einem rauhen, teuflischwinnenden Stamme, ein an geistiger Größe alle Anderen überragendes Volk wird, das nur zu viel traumhaft in die Irre schweife und oft zu spät sein Eisen schleife. Er sei der Zukunftsreichste ihrer Söhne und auf seiner Stirne blitze das Zeichen des Genies. — Teut erwacht aus dem Traume, versammelt begeistert seine Schaaren und bringt Odin, dem Gott der Thatkraft, ein Opfer. Er schwört im Namen seines Volkes

Daß ohne Wanken

Getreu wir Brudersämme der Germanen,
Als eines Hauses Kinder uns're Bahnen
Ziehen wollen, bis in Staub die letzten sanken
Auf leichenvoller Wahnstätt der Geschichte
Und deutscher Name lebt nur im Gedichte.

Aus einsamer Stube. Dichtungen von Cajetan Cervi.

Der lebenswürtdige Dichter zweier Sprachen tritt hier als Kämpfer für das Ideale, für das Schöne und Erhabene gegenüber dem Gemeinen, Alltäglichen, Profaischen auf; er gibt seiner Begeisterung, seiner Liebe für jenes, seinem Abscheu, seinem Hass für dieses lebhaften und energischen Ausdruck.

Des Hasses Dämon ist mir fremd; ich weine
Um jedes Herz, das sich ihm blind ergeben;
Und dennoch ist ein Etwas hier im Leben,
Das ich tiefinnig hasse: das Gemeine.

Die Poesie betrachtet er als das Mittel, die Welt vor Versumpfung zu retten; darum fordert er die Poeten auf, obgleich sie geschmäht zu werden pflegten, als Propheten der Zukunft raslos zu wirken. Das Ideal bleibt ewig.

Wir begegnen in dem Büchlein, das in drei Abtheilungen, „Ideal und Real“, „Accorde“ und „Aus den Tagen der Liebe“, zerfällt, manchem sinnigen Gedanken, manchem begeisterten Ausspruch, mancher schönen Idee; auch unter den Uebertragungen aus dem Italienischen finden wir manches Süßliche, wie z. B.: „Kleine Schwalbe aus dem Siben“ (nach Grossi). Aus dem Ganzen aber leuchtet uns ein Streben entgegen, das uns in dieser profaischen Zeit sehr wohlthut, dem wir unsere Anerkennung nicht versagen können.